Einzelbesprechungen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **25 (1945)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Einzelbesprechungen. — Comptes rendus.

JACQUES PIRENNE, *Les grands courants de l'histoire universelle I. Des origines à l'Islam.* Neuchâtel 1944. XIX et 517 p.

Eine Universalgeschichte als Werk eines einzigen Verfassers herauszugeben, ist ein gewagtes, weil die Kräfte eines Einzelnen leicht übersteigendes Unternehmen. Wir besitzen eine Reihe von Universalgeschichten in verschiedenen Sprachen. Aber alle beruhen auf der Zusammenarbeit einer Mehrzahl von Historikern, von denen jeder sein besonderes Forschungsgebiet bearbeitet. Diese Werke haben den großen Vorteil, daß sie uns über die einzelnen Zeitepochen oder die verschiedenen geographischen Abschnitte des Erdkreises durch kompetente Autoren vorzüglich unterrichten; allein es fehlt ihnen der Versuch, das historische Geschehen, so weit wir es über eine Zeitspanne von etwa 5 Jahrtausenden rekonstruieren können, unter einheitlicher Fragestellung zusammenzufassen, um auf diese Weise an der Lösung eines Problems mitzuhelfen, das die Geschichtstheorie immer wieder beschäftigt, die Frage nämlich, ob sich Gesetze oder Gesetzmäßigkeiten feststellen lassen, die gleichmäßig durch alle die Jahrtausende hindurch den Ablauf der Dinge bestimmen oder wenigstens entscheidend beeinflussen.

Einen Beitrag zur Lösung dieses Problems zu liefern, ist das Hauptanliegen des vorliegenden Werkes. Es handelt sich also nicht einfach um eine Darstellung der Ereignisse auf Grund selbständiger Forschung. Der Verfasser übernimmt die Ergebnisse der Geschichtsforschung, um sie unter ganz bestimmten Gesichtspunkten selbständig durchzudenken. Durch Vergleichung der verschiedenen Epochen gelangt er zu bestimmten wissenschaftlichen Ergebnissen. Diese und zugleich seine Arbeitsmethode hat Pirenne in einem gedankenreichen und lichtvollen Vorwort dargelegt. Er stellt fest, daß bestimmte Kräfte bei der Gestaltung der menschlichen Verhältnisse vor Jahrtausenden in gleicher Weise wie in der Gegenwart entscheidend am Werke waren. Gleiche wirtschaftliche und soziale Verhältnisse bedingen zu allen Zeiten gleiche staatliche Formen. Dabei nimmt er entschieden Stellung gegen eine rein materialistische oder mechanistische Geschichtsauffassung. Wohl gibt es ganz bestimmte durch Klima, geographische Lage, Fruchtbarkeit, bedingte Voraussetzungen, die gegeben sind und denen sich der Mensch ganz einfach anzupassen hat; allein er kann ihre Wirkungen weitgehend beeinflussen. Ungünstige klimatische oder geographische Verhältnisse hat der Mensch durch bestimmte Arbeitsmethoden oder Erfindungen in ihrer Wirkung abzuschwächen vermocht. Es ist ihm möglich, soziale Spannungen, die sich im wirtschaftlichen Leben eigengesetzlich, gegen menschliches Wollen ergeben, durch besondere Maßnahmen auszugleichen. Anderseits aber ist er nicht in der Lage, das staatliche Zusammenleben rein theoretisch, auf Grund von wissenschaftlichen oder ethischen Überlegungen ohne Rück-

sicht auf die jeweilige wirtschaftliche und soziale Struktur nach freiem Ermessen zu gestalten oder umzugestalten, ohne schwerste Krisen herbeizuführen. Er untersucht « in wie weit Religion, Ethik, Philosophie und Wissenschaft auf die Entwicklung der Völker eingewirkt haben », zeigt aber anderseits auch, wie Wandlungen in der wirtschaftlichen und sozialen Struktur ihre Rückwirkung auf die Gestaltung der religiösen und kulturellen Institutionen ausübten.

Eine andere, gerade für die nächste Zukunft bedeutungsvolle Erkenntnis ergibt sich aus seiner vergleichenden Geschichtsbetrachtung. Gründlicher, als das in den auf Zusammenarbeit mehrerer Verfasser beruhenden Universalgeschichten möglich ist, geht Pirenne auf die jeweilige gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Völkerschaften und auf ihre gegenseitige Abhängigkeit ein. Er stellt dabei fest, daß während bestimmter Epochen sich jedes Volk für sich und ohne genaue Kenntnis der Lebensbedingungen anderer Völker entwickelte, während sich in andern Zeitabschnitten die Völker « in einem prächtigen Gleichgewicht » zusammenordnen. Dabei lehrt die Geschichte, daß « die Zeiten einer aufblühenden Kultur immer diejenigen waren, in der sich der Rahmen der menschlichen Zusammenarbeit ausweitete », und « daß das historische Geschehen mit seinen aufbauenden Kräften instinktmäßig nach einem Zusammenschluß tendiert », wie das z. B. in einem hohen Grade am Ende des Altertums erreicht worden war. « Perioden des Niederganges sind diejenigen, in denen die großen Völkergemeinschaften auseinanderfallen, wo sich die menschliche Gesellschaft wie ein toter Körper auflöst und zerfällt.»

Die Problemstellung des Verfassers bringt es mit sich, daß nicht auf eine eingehende Beschreibung der besondern Verhältnisse der einzelnen Völkerschaften unter Hervorhebung ihrer Besonderheiten eingegangen, sondern das den Staaten Gleichartige, das im Verlaufe der Jahrhunderte immer Wiederkehrende in den Vordergrund gerückt wird: Übergang von den agraren Verhältnissen zum Handel und in Verbindung damit von der Natural- zur Geldwirtschaft unter gleichzeitiger Verdrängung der Herrschaft von Adel und Kirche durch die Vorherrschaft der Städte mit demokratischer Tendenz im Gegensatz zum Feudalsystem. Dieser Gang der Entwicklung führte immer wieder zur Zentralisierung der Staatsgewalt und damit zur absolutistischen Staatsform.

Die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Völkerschaften stellen sich als ein Kampf um die großen Handelsstraßen von Indien und China sowie aus Südrußland nach Klein-Asien, Syrien und dem Nildelta dar. Er mündet schließlich in das Ringen um die Herrschaft über das Mittelmeer aus. Dabei verschiebt sich der politische, wirtschaftliche und kulturelle Schwerpunkt immer mehr westwärts, vom Indus in das Flußgebiet von Euphrat und Tigris, dann nach Kleinasien, Syrien und ins Delta des Nils, bis mit dem aufkommenden Römerreich Südeuropa und Nordafrika zum Zentrum der Entwicklung werden.

Unter solchen Gesichtspunkten werden Aufstieg und Niedergang der großen Staatsgebilde von China und Indien, Mesopotamien und Südägypten geschildert, der Kampf ferner der Phönizier und Griechen um die Seeherrschaft, bis schließlich die Römer alle Mitbewerber unterwerfen und als erstes europäisches Volk ihr Weltreich rings um das Mittelmeer aufbauen.

Auch das römische Imperium wurde als Herr über das Mittelmeer schließlich durch einen neuen Mitbewerber verdrängt, durch den Islam. Die Schilderung dieses Vorganges ist dem 2. Bande vorbehalten. Die Vorbedingung dazu: das Auseinanderfallen des Römerreiches in zwei selbständige Staaten und die Zertrümmerung der westlichen Hälfte durch die eindringenden germanischen Völkerschaften, werden noch im vorliegenden Bande behandelt.

Der Spezialhistoriker wird zu der Gruppierung der Tatbestände und ihrer Deutung durch Pirenne da und dort Einwände und Vorbehalte anbringen. Die Hauptergebnisse werden dadurch nicht berührt. Dem Leser — sei er Historiker oder Laie, — wird die Darstellung Pirennes — sie ist durch zahlreiche Kartenskizzen veranschaulicht — ein vorzüglicher Führer sein, um sein Wissen von der Geschichte des Altertums unter leitenden Gesichtspunkten zusammenzufassen und zu ordnen und damit vom Wissen der geschichtlichen Vorgänge zu ihrem Verstehen fortzuschreiten.

Zollikon-Zürich. Hans Nabholz.

J. Huizinga, *Parerga*. Herausgegeben und z. T. übersetzt von Werner Kägi. Kägi. Schweizerische Lizenzausgabe im Burg-Verlag, Basel, 176 S. 8°.

Huizinga, vielleicht der bedeutendste Kulturhistoriker unserer Zeit, hat die Welt verlassen. Seine fein eindringenden Untersuchungen, die in den letzten Werken besonders auf die Klärung historischer Begriffe ausgingen und dabei nicht von extremen Ideen erfüllt sind, sondern die Welt der Tatsachen gründlich und mit weitem, eindringendem Blick ins Auge fassen, sind uns aber in seinen Werken erhalten. Zum Teil hat Huizinga selber deutsch gesprochen und geschrieben, zum Teil ist Werner Kägi sein Dolmetscher, der ihn nun schon in mehreren Werken bei uns eingeführt hat, wofür wir ihm nur dankbar sein können. Sowohl in den von Huizinga selbst deutsch verfaßten Werken oder Abschnitten, als auch in den von Kägi übersetzten denkt man, was die Sprache betrifft, nur selten daran, daß Huizinga ein Holländer, also ein Gelehrter war, dem die deutsche Schriftsprache von Haus aus nicht ganz vertraut sein konnte.

Der vorliegende Band, «Parerga» betitelt, d. h. Nebensächliches, gleichsam Abfälle von den größeren Werken des Verfassers, enthält fünf Reden und Abhandlungen, die der Verfasser bei verschiedenen Gelegenheiten im In- und Ausland in den letzten 25 Jahren (seit 1920) gehalten oder geschrieben hat. Zwei sind biographischer Natur (Salisbury, Erasmus), drei enthalten Erörterungen über Begriffe aus der Welt der Geschichte (Der Mensch und die Kultur, Das Problem der Renaissance, Natur- und Geschichts-

bild im 17. und 18. Jahrhundert). Durchgehen wir kurz diese vornehmen «Abfälle» auf ihren Inhalt.

Die Rede «Der Mensch und die Kultur» sollte 1938 in Wien gehalten werden, wurde aber wegen der Zeitverhältnisse zurückgelegt. Sie läßt den Hauch der Gegenwart am deutlichsten spüren, indem sie sich nicht auf eine Definition des Begriffes Kultur festlegt, sondern einfach von einem Werturteil ausgeht und unter Kultur die höchsten Güter der Menschheit, die «civilitas humana» Dantes versteht. Diese sind bedroht von der Technisierung der Bildung durch Kino und Radio für die Massen und von der Politisierung und Nationalisierung der Ideen, die den Millionen eines Volkes mit allen technischen und Gewaltmitteln nahegebracht werden. Aus diesem heillosen Zustand müssen wir herauszukommen suchen. Der Verfasser findet die Heilung einmal in einer gesunden Einschränkung der Quantität, dann aber in einem tiefen, lauteren, lebendigen Glauben; dieser kann, davon ist er überzeugt, im großen und ganzen nur der christliche sein. Diese Rede wird also zu einer Art Bekenntnis und Vermächtnis des Verfassers. — Mehr von theoretischem Wert ist die umfangreichste Abhandlung des Bandes, «Das Problem der Renaissance» (66 S.). Der Verfasser sucht darin über Grenzen und Bedeutung des Begriffes zur Klarheit zu kommen. Er verwahrt sich dagegen, daß man alles im Mittelalter, was auf Freiheit zielt, schon der Renaissance zuweise; er sucht sie von der Reformation zu trennen und will doch auch das Verbindende zwischen beiden Bewegungen nicht vergessen. Nur gestreift ist die Abgrenzung vom Barock. Unter anderem wird die Bedeutung Jakob Burckhardts hervorgehoben, aber auch das Relative an seiner Auffassung nicht vergessen. Es zeigt sich wieder einmal, daß Begriffe nicht exakt sind gegenüber der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, sondern daß sie erst sozusagen hintendrein kommen, um diese einzufangen, so gut es geht. — Die letzte Abhandlung: Naturbild und Geschichtsbild im 18. Jahrhundert (24 S.) ist 1933 als Vortrag in Amsterdam gehalten worden und gibt eine Charakterisierung der geistigen Bewegung, die wir Aufklärung nennen. Das Bild von der Natur ist in dieser Zeit viel neuartiger und bestimmter als dasjenige der Geschichte. Huizinga weist denn auch auf die Unzulänglichkeit eines Montesquieu und Voltaire als Geschichtsforscher hin, ohne deren relative Bedeutung ganz zu leugnen. Das Anregende an ihren Werken, die Dinge der Menschenwelt nur von der Vernunft aus zu betrachten, scheint mir der Verfasser etwas zu wenig hervorgehoben zu haben.

Die zwei biographischen Würdigungen dieses Bandes betreffen den Engländer Johannes von Salisbury, den der Verfasser als einen prägothischen Geist aus dem 12. Jahrhundert schildert (32 S.). Was sympathisch an diesem wenig bekannten Geistesmenschen berührt, ist einerseits seine energische, optimistische Lebensauffassung, anderseits sein kräftiges Eingreifen in das Geschehen seiner Zeit. Er ist nicht ein bloßer Gelehrter, sondern ein Mann der Tat und hat nicht immer die Gunst der

Großen genossen. Schon der deutsche Geschichtschreiber J. Ch. Schlosser hat ihn sehr hoch eingeschätzt. Er steht in seiner Art im Gegensatz zu den eigentlichen Scholastikern. — Auffallend reserviert ist die Rede auf Erasmus gehalten, die Huizinga 1936 in Basel gehalten hat. Gerade er, der doch gewiß einer der besten Kenner des Erasmus war, hütet sich vor jeder Emphase und begnügt sich mit einer recht bescheidenen Anerkennung von des Holländers bleibender Bedeutung. Auch das ist ein Zeichen seiner Wahrheitliebe.

Als «In Vorbereitung» befindlich ist ein letztes Werk des bedeutenden Mannes angekündigt: «Wenn die Waffen schweigen». Daß uns Huizinga da etwas, was in die Zukunft reicht, zu sagen haben wird, darauf dürfen wir zum voraus mit Zuversicht hoffen und sind darauf gespannt.

Frauenfeld. Theodor Greyerz.

A. Bollinger, *Brevier der Schweizer Geschichte*. Führer zu den historischen Stätten. 3. Auflage, Verlag W. Zbinden, Bern, 140 S.

Das vorliegende, in seiner äußern Gestalt recht ansprechende Büchlein liegt innert wenigen Jahren in dritter « völlig neu bearbeiteter » Auflage und damit im 13.—22. Tausend (!) vor. Es besteht aus zwei Teilen. Der erste bringt auf 70 Seiten eine Übersicht der wichtigsten Daten und Ereignisse der Schweizergeschichte. Der zweite enthält auf 64 Seiten einen « Führer zu den historischen Stätten», verfaßt von A. Eichenberger, neu bearbeitet von Eugen Probst. Der Verlag bemerkt in seinem Waschzettel dazu: « Wer sich unter den reichhaltigen Zeugen der Vergangenheit zurechtfinden will, besitzt in diesem Führer ein sehr nützliches Hilfsmittel. Der Führer eignet sich für Wanderungen, historische Studien und als Lehrmittel ausgezeichnet. Das völlig neu bearbeitete und bebilderte ‚Brevier der Schweizergeschichte' gehört nicht nur in die Hand jedes Lehrers und Schülers, sondern auch in jede Schweizerfamilie.»

Das Büchlein ist bei uns nicht zur Besprechung eingegangen, sondern nur durch eine Ansichtssendung in meine Hände gekommen. Auf deren Umschlag war als weitere Empfehlung aus einem Schreiben von Herrn Architekt Probst, Präsident des Schweiz. Burgenvereins, folgendes angeführt: « Wir haben nun einen zuverlässigen Führer für die wichtigsten Baudenkmäler, vorab der Burgen und Ruinen, Städte und Dörfer.» Wir haben es also hier offenbar mit einem sehr weit verbreiteten Versuch der Popularisierung schweizergeschichtlicher Kenntnisse zu tun. Deshalb sei das Büchlein hier etwas näher betrachtet.

Über den allgemeinen Teil sei kurz hinweggegangen. Es ließe sich natürlich über die Auswahl der gegebenen Daten und Tatsachen mancherlei sagen. Es ließen sich auch leicht eine Anzahl Fehler zusammenstellen. Ich will aber darauf verzichten, da hier schließlich manches Ansichtssache ist. Nur das sei festgestellt, daß ein Literaturverzeichnis ohne Angabe von Erscheinungsort und -jahr und mit zum Teil ganz falschen Titeln weniger als keinen Sinn hat.

Mehr interessiert uns hier der zweite Teil, der eigentliche Nachschlageteil, mit seinen kurzen Zusammenstellungen über Burgen und Städte. Schon ein kurzer Blick genügt, um festzustellen, daß es sich hier nur um eine Auswahl aus der großen Zahl unserer Burgen und Städte handelt, um eine sehr beschränkte Auswahl. Der Verzicht auf Vollständigkeit läßt sich ohne weiteres begreifen. Unbegreiflich aber ist es, daß nirgends irgendwie angegeben ist, daß man hier nur eine Minderzahl unserer Städte und Burgen besprochen findet. So wird sicher mancher irre geführt und glaubt, er hätte eine vollständige Zusammenstellung in der Hand.

Man frägt sich nun, welcher Gesichtspunkt für die Auswahl maßgebend war? Ich habe das Verzeichnis eingehend überprüft und keine Spur eines Maßstabes für Aufnahme oder Nichtaufnahme finden können. Es ist bei den Burgen z. B. keineswegs die historische Wichtigkeit ausschlaggebend gewesen. Es fehlen im Aargau z. B. die große, 1933 ausgegrabene Ruine der Grafenburg auf dem Thierstein und die Grafenburg auf dem Homberg, während man dagegen den Schenkenberg oder das winzige Brunegg findet. Es fehlt im Kanton Luzern die große Ruine Wolhusen, während das Schlößchen Wikon verzeichnet ist. Es fehlen die Froburg im Kanton Solothurn, Torberg im Kanton Bern, wie auch die bedeutende Weißenburg im Simmental und die Hasenburg im Pruntruter Zipfel. Es sind auch nicht etwa nur die wohlerhaltenen oder gar bewohnten Burgen aufgenommen worden, denn im Aargau fehlen allein vier bekannte und noch bewohnte Burgen: Biberstein, Liebegg und Trostburg, Hilfikon im Freiamt. Es fehlt etwa im Thurgau das Schloß Gottlieben oder im Wallis das eindrucksvolle Saxon. Ebenso ist weiter keine Rücksicht genommen worden auf das sachliche Interesse. So fehlt im Aargau z. B. das seltene Beispiel eines Schlosses im Stil der französischen Renaissance, nämlich Kasteln. Es fehlt im Wallis das einzigartige Felsennest Saillon. Der Zusammensteller ist auch nicht auf den Pfaden der Romantik gewandelt, denn es fehlen z. B. alle die so einsam gelegenen Ruinen des obern Saanetales wie Arconciel und Illens, Corbières und Pont. Es fehlt Fruence auf seinem Felsenriegel oder das einzigartige Les Clées im Tal der Orbe. Kurz es fehlt sehr vieles, was eigentlich nicht fehlen sollte.

Dasselbe gilt von den Städten. Besonders schlimm ist es hier dem Kanton Thurgau gegangen. Es fehlt die Hauptstadt Frauenfeld, es fehlen Dießenhofen und Steckborn, Bischofszell und Bürglen. Einzig Arbon hat Gnade gefunden. Es fehlt das so überaus bezeichnende Neunkirch im Kanton Schaffhausen, das Ringstädtchen Aarberg, das Dreieckstädtchen Kaiserstuhl, das Rechteck von Wangen an der Aare, Olten auf seinem Römermauern, Ilanz zu oberst am Rhein, Eglisau an seinem Steilufer des Rheins, Rheinau in seiner Rheinschlinge usw. Kurz es fehlt hier alles mögliche und unmögliche, während von den Klöstern erst recht nur ganz vereinzelte aufgenommen sind. Einer solchen Auswahl muß ich jede Berechtigung bestreiten. Sie ist nur geeignet, irre zu führen und zu täuschen.

Wie steht es nun aber mit dem sachlichen Inhalt dieses « für Lehrer

und Schüler gleich geeigneten» Führers? Da greife ich von den Burgen die erste heraus, die aargauische Aarburg. Hier findet sich der haarsträubende Unsinn, daß die Aarburg « von den Baronen von Aarburg an der Stelle eines römischen Kastells erbaut und schon nach 800 urkundlich genannt wird». Jede Angabe ist falsch; die erste Nennung z. B. stammt von 1123. Ebenso unrichtig ist die Behauptung, daß die Aarburg 1660 von den Bernern zur Feste nach dem System Vanban (!) umgebaut worden sei, da Vauban damals ja erst am Anfang seiner Laufbahn stand. Gehen wir nach dieser Kostprobe zu den Städten über, so wird hier der Reigen mit Aarau eröffnet und sofort sträuben sich einem wiederum alle etwa noch vorhandenen Haare: «Gegründet wahrscheinlich im Zeitalter der Merowinger, schon 920 befestigt, kam an das Haus Habsburg, dann an Österreich.» So viele Worte, so viel Unsinn. Aarau wird 1248 zum ersten Mal genannt und ist wahrscheinlich kurz vorher gegründet worden. Auch der feine Unterschied zwischen Habsburg und Österreich wirkt nicht sehr überzeugend.. Nun wird man es allerdings auch nicht verwunderlich finden, daß die Lenzburg an die Aare verlegt wird.

Nach diesen Kostproben breche ich ab. Es bleibt mir nur noch übrig, das Bedauern darüber auszudrücken, daß ein derartiges Machwerk mit solchem hahnebüchenen Unsinn in 22 000 Stück in das wißbegierige Schweizervolk hineingepumpt werden kann.

Aarau. Hektor Ammann.

CHARLES GILLIARD, *Histoire de la Suisse.* «Que Sais-je?». Le Point des connaissances actuelles. Paris, Presses Universitaires de France, 1944, 128 p. petit in 8, 5 cartes.

Au moment où il prenait sa retraite de l'enseignement universitaire, Charles Gilliard reçut des directeurs de la collection française de monographies, intitulée « Que Sais-je? » la demande de rédiger, pour cette collection, une *Histoire de la Suisse,* d'environ 120 pages imprimées. Il se mit à l'œuvre et livra bientôt son manuscrit. Mais il n'en eut guére de nouvelles pendant la guerre et il ne lui fut pas donné de voir l'achévement de son œuvre. Le livre a paru, cependant, en 1944, et des exemplaires, en nombre encore trop restreint, sont arrivés en Suisse en 1945.

Ce fut une idée particulièrement heureuse de confier à un savant de l'expérience de Charles Gilliard le soin de dresser un tableau résumé de l'histoire de la Suisse, destiné à servir d'initiation à un public cultivé, mais insuffisamment familier des choses de notre pays. Mais l'épreuve était difficile pour un auteur habitué plus aux recherches originales qu'à la vulgarisation. Donnant la preuve de ses capacités de synthèse, Charles Gilliard a réussi cette mise au point de l'histoire suisse selon de grandes lignes directrices. Sans se perdre dans les faits et les dates, sans donner dans le gernre sommaire ou memento, il nous fournit une explication simple et raisonnée de la formation de l'Etat suisse, dans laquelle, grâce à son connaissance du détail, l'essentiel

est pleinement mis en valeur. Il a mis tous ses soins, toute son intelligence à cette rédaction d'une forme accessible à tous, et d'une pensée ferme. Ce petit livre, si chargé de sens et en même temps si limpide, ne sera donc pas qu'une rapide évocation pour un lecteur pressé et étranger, mais un guide sûr pour le citoyen suisse, qui a si souvent tant de peine à comprendre sa propre histoire.

Répartie en quinze chapitres, l'*Histoire de la Suisse* de Charles Gilliard donne une place prépondérante aux temps contemporains. Les soixante premières pages traitent de l'ancien régime. Les soixante six suivantes vont de la République Hélvétique à la neutralité de la Suisse dans la Société des Nations. Pas de préhistoire. Les « origines » prennent à la conquête romaine et aux invasions et arrivent au Pacte de 1291. Les communautés rurales de la Suisse primitive ont résisté à l'emprise de l'état territorial. Elles ont revendiqué l'autonomie fondée sur la coutume et repoussé les magistrats étrangers. Faut-il tenir compte pour le début des alliances des récits de la tradition? Charles Gilliard ne l'interdit pas. Il ne suit pas l'« hypercritique » de la fin du 19ème siècle, mais renonce à faire un strict départ entre l'histoire et la légende.

Le développement de la Confédération des huit puis des treize cantons lui apparait plus comme le produit des circonstances que comme celui ces calculs des hommes. L'administration des bailliages conquis maintient un lien nécessaire entre les Confédérés, au moment où le danger autrichien réclame moins impérieusement l'entente. Mais les « forces divergentes » travaillent à dissocier une ligue qui n'a plus de but de défense ou de guerre et la politique des cantons n'a ni unité ni cohésion. La gloire militaire ne procure aux Confédérés que des avantages limités. Ce n'est pas la défaite de Marignan qui met fin à leur puissance guerrière. Ce sont leurs discordes accentuées par la Réforme.

Oeuvre des humanistes, la Réforme aboutit sur le plan politique à la formation de deux Confédérations qui s'orientent différemment dans leurs relations avec l'étranger. Les haines confessionnelles sont cependant tempérées, dans leurs effets, par la peur de la guerre civile. Le même sentiment renforce la tradition de neutralité. L'édifice compliqué du Corps Hélvétique se construit grâce à la prospérité économique, la paix et l'influence de l'absolutisme. Charles Gilliard expose ses raisons d'être puis ses faiblesses et l'échec du redressement tenté par le réveil du patriotisme. Les conquêtes de la France, les visées stratégiques de Bonaparte, la propagande révolutionnaire précipitent en Suisse l'intervention étrangère. En requérant l'aide française, Pierre Ochs, Frédéric-César de Laharpe s'imaginent agir en patriotes. Ils ne sont que les instruments de la chute de l'ancienne Confédération à laquelle la République Hélvétique ne succéde que pour créer le désordre. L'Acte de Méditation donne à la Suisse dix ans de tranquilité intérieure au prix d'une servitude politique et économique qui se traduit par l'institution du landamann, le service impérial et le blocus continental.

Arrivant au 19ème siècle, Charles Gilliard développe, dans ses derniers chapitres ses vues personnelles et formule plus nettement certains jugements de valeur. Malgré la prospérité matérielle dont la Suisse jouit sous le Pacte de 1815, son tableau de l'époque de la Restauration est assez sombre. Les gouvernements sont sans doute soucieux de l'intérêt général, mais l'absence des libertés publiques et le morcellement de la Confédération prolongent bien des erreurs de l'Ancien Régime. Il appartenait aux milieux intellectuels de provoquer le renouveau de l'esprit national. La Régénération est leur œuvre et les idées libérales inspirent la révision d'un grand nombre de constitutions cantonales. Mais le domaine fédéral leur reste fermé. Les libéraux sont démocrates « en tant que passionnés de libertés ». Mais les masses populaires veulent autre chose, l'administration de l'Etat dans l'intérêt du peuple souverain. De là l'avènement du radicalisme autoritaire et égalitaire.

L'échec du libéralisme, la passion politique et confessionnelle provoquent la crise du Sonderbund. Les radicaux sortent des voies légales, mais les chefs du Sonderbund négocient l'appui de l'Autriche, de la France et de la Sardaigne et commettent en cela un véritable acte de trahison. Victorieux, grâce à l'armée du Général Dufour, les radicaux savent donner alors à la Suisse de véritables hommes d'Etat qui évitent les complications internationales et opérent la révision de la constitution fédérale. La Suisse a trouvé dans l'Etat fédératif son équilibre. Elle est certainement mieux armée pour affronter les difficultés d'une politique extérieure, que la situation de l'Europe ne cesse d'accentuer. Elle se trouve d'autre part en face des nouveaux problèmes de politique intérieure, nés en particulier des inconvénients des libertés économiques.

Le dernier chapitre qui traite de la « Suisse moderne » insiste sur les heureux effets de la concorde et de la stabilité politique. Mais il ne dissimule pas les tâches considérables qui sont maintenant imposées à la Confédération du fait de la centralisation, de l'étatisme et des nécessités de l'existence d'une population qui a doublé en un siècle et est profondément industrialisée. A l'heure où il composait son livre, Charles Gilliard ne pouvait naturellement pas prévoir l'avenir. Il n'a donc qu'indiqué en terminant les dangers, pour la position internationale de la Suisse, de la rupture de l'équilibre européen et son attachement à sa tradition de neutralité.

Ce n'est pas le moindre intérêt de l'*Histoire de la Suisse* que de nous transmettre la pensée de son auteur sur l'aspect d'ensemble de l'histoire de sa patrie. Charles Gilliard, maître de sa matière a donné des faits son interprétation personnelle. Il l'a fait en connaissance de cause, avec la sécurité que lui donnaient sa longue pratique des textes, son expérience de la vie, ses méditations. Nous recueillons avec respect et reconnaissance ce dernier fruit de son persévérant labeur.

Genève. Paul E. Martin.

CÉSAR E. DUBLER, *Über das Wirtschaftsleben auf der Iberischen Halbinsel vom 11. zum 13. Jahrhundert.* Beitrag zu den islamisch-christlichen Beziehungen. Erlenbach 1943, Eugen Rentsch, XIV + 186 S., 5 Karten.

Ein Werk über die spanische Wirtschaftsentwicklung des Hochmittelalters kann im Rahmen dieser Zeitschrift nur insofern Beachtung finden, als es Gelegenheit gibt, die Ansichten über unsere eigenen Verhältnisse an Hand einer durchaus selbständigen fremden Entwicklung zu überprüfen. Von irgendwie beachtenswerten unmittelbaren Wirtschaftsbeziehungen zwischen Spanien und der Schweiz kann ja vor dem Ende des 14. Jahrhunderts nicht die Rede sein. Vorher hat wohl einiger Warenaustausch durch fremde Vermittlung stattgefunden und es sind auch schweizerische Pilger durch das Pyrenäengebiet bis zum « fernen St. Jakob » in Galizien (Santiago de Compostela) gezogen, aber das sind doch nur Randberührungen der beiden Wirtschaftsbezirke. Dagegen erscheint es immer wieder wichtig, gleichzeitige fremde Leistungen und Verhältnisse in Vergleich mit unsern eigenen Dingeh zu setzen. Dies schon deswegen, weil bei unsern engen Verhältnissen und der starken Beschränkung der Forschung auf den eigenen kleinen Bezirk die Gefahr besteht, den Maßstab zu verlieren und Irrwege einzuschlagen. Zu einem solchen Vergleich reizen die in der vorliegenden Arbeit behandelten spanischen Verhältnisse in mannigfacher Weise und deshalb verdient die Arbeit von Dubler auch das Interesse der Schweizer Historiker.

Sie verdient es umso mehr, weil hier für das deutsche Sprachgebiet völlig neue Dinge behandelt sind. Es gibt bis jetzt in deutscher Sprache keine größere Arbeit über die spanische Wirtschaft des hohen Mittelalters. So liegt allein schon in der Vermittlung der Ergebnisse der spanischen Forschung und überhaupt bereits in dem Hinweis auf die entsprechenden spanischen Veröffentlichungen ein Verdienst der Arbeit. Nun kommt dazu, daß Dubler eigentlich nicht Wirtschaftshistoriker ist, sondern sein Thema in allererster Linie von der sprachgeschichtlichen Seite her angreift. Er kommt dabei zu bemerkenswerten Ergebnissen, die annehmen lassen, daß auch in andern Landschaften auf diesem Wege für verhältnismäßig dunkle Zeiträume wertvolle Aufschlüsse zu erreichen wären. Dies und eine saubere, gewissenhafte Bearbeitung, scheinen mir die Hauptvorzüge der Arbeit zu sein. Ausdrücklich sei aber auch noch auf die fünf sehr schönen Karten hingewiesen!

Dubler gibt in seinem Buch nicht eine allgemeine Wirtschaftsgeschichte der Iberischen Halbinsel in der Zeit vom 11. bis 13. Jahrhundert, also in der Zeit des Wiedererstarkens der christlichen Staaten im Nordteil der Halbinsel bis zu ihrem fast restlosen Sieg um die Mitte des 13. Jahrhunderts, sondern nur Beiträge dazu. Ihn interessiert in erster Linie die Auseinandersetzung zwischen der hochentwickelten arabischen Wirtschaft im fruchtbaren Süden des Landes und der sehr viel einfachern Wirtschaft der christlichen Kriegerstaaten im rauheren Norden der Halbinsel. Er wendet seine Auf-

merksamkeit ferner in erster Linie den von seinem sprachgeschichtlichen Material aus faßbaren Ausschnitten der Wirtschaft zu, während die eigentliche Handels- und Gewerbegeschichte sehr kurz wegkommen.

Die Quellengruppen, die Dubler in erster Linie für seine Untersuchung herangezogen hat, sind das sprachgeschichtliche Material im weitesten Umfang, die Berichte der arabischen Geographen und sonstigen Schriftsteller und schließlich die Rechtsquellen mit den zahlreichen Stadtrechten (Fueros) an der Spitze. Das bedingt natürlich eine gewisse Einseitigkeit, die bei der Beurteilung der Ergebnisse der Arbeit in Betracht gezogen werden muß. Beim Überblick über die herangezogene Literatur fällt einem sofort auf, daß die eigentliche Wirtschaftsgeschichte nur spärlich, man möchte fast sagen zufällig herangezogen worden ist, mit Ausnahme natürlich der spanischen Veröffentlichungen selbst! Das hat dem Verfasser natürlich manchen Weg verbaut, und raubt seinen wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenfassungen die an und für sich mögliche Durchschlagskraft.

Der Kern des Buches liegt ganz ausgesprochen in jenen übrigens auch umfangreichsten Teilen, die sich mit den Bodenschätzen und den pflanzlichen und tierischen Erzeugnissen der Halbinsel befassen. In diesen beiden Kapiteln und den zugehörigen Karten liegt ein sehr reiches und wertvolles Material übersichtlich verarbeitet vor uns. Schätzenswerte, wenn auch einseitige Aufschlüsse enthalten die Kapitel über die Stadt, den Markt und die Zünfte. Alle diese Teile werden sicher zum Ausgangspunkt für Forschungen der verschiedensten Art werden können.

Die sechs Seiten über die handelsgeschichtliche Lage der Halbinsel im Mittelmeer können zur Handelsgeschichte natürlich nur wenig beitragen. Sie leiden am meisten unter der Einseitigkeit der benützten Quellen und unter dem Fehlen der Kenntnisse in der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte. Es ist dem Verfasser zum Beispiel das grundlegende Werk von Schaube über den Handel der Mittelmeerromanen in der Zeit bis zum Ausgang der Kreuzzüge entgangen, das ihm das Gegenstück zu seiner so eingehend geschilderten arabischen Welt im westlichen Mittelmeer hätte liefern können. So kommt es auch, daß in den Ausführungen Dublers das wirtschaftlich ungleich wichtigere Katalonien vor Kastilien zurücktritt. So kommt es, daß wohl der französische Einfluß auf dem Weg über die Pyrenäen besprochen wird, daß aber der sehr viel umfassendere italienische Einfluß über alle Häfen der Ostküste, von Barcelona bis Sevilla, mit Stillschweigen übergangen wird. Das bewirkt natürlich eine schwerwiegende Einseitigkeit.

Diese Grenzen der Arbeit von Dubler mußten hier aufgezeigt werden. Trotz dieser Grenzen aber ist die Arbeit eine erfreuliche und wertvolle Leistung, die für die historische Wissenschaft weithin Neuland erschließt und deshalb eingehende Auswertung verdient.

Aarau. Hektor Ammann.

NICOLIN SERERHARD, *Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden.* Neu bearbeitet von Prof. Dr. O. Vasella, Fribourg, herausgegeben von Walter Kern. 290 S. Chur 1944. Verlag Manatschal, Ebner & Cie. A.-G.

Die alten bündnerischen Chronisten sind bereits in den Jahren 1848 bis 1872 von den beiden verdienten Historikern Th. v. Mohr, Vater, und C. v. Moor, Sohn, herausgegeben worden. Wie verdienstlich diese Veröffentlichungen für jene Zeit auch waren, entsprechen sie doch in ihrer etwas lückenhaften und ungenauen Wiedergabe der Urtexte nicht mehr den heutigen Anforderungen an solche Werke. Zudem sind diese Ausgaben in ihrer kleinen Erstauflage schon längst vergriffen und nur mehr schwer auf antiquarischem Wege zu beschaffen. Diesen Verhältnissen Rechnung tragend, hat denn schon 1913 Dr. Const. Jecklin sel. die « Denkwürdigkeiten » des Marschalls Ulysses v. Salis (1594—1674) im italienischen Urtext herausgegeben. Ihm folgen nun Prof. Dr. O. Vasella und Walter Kern mit der Neuherausgabe von Sererhards « Einfalte Delineation », die 1872 durch den oben genannten C. v. Moor eine erste Herausgabe erlebte.

Die neue Ausgabe von 1944 weist nun allerdings verschiedene namhafte Vorzüge nicht nur hinsichtlich der Textgestaltung, sondern auch besonders in dem beigegebenen Rahmenwerk auf. So hat Prof. Vasella seiner Ausgabe recht willkommene biographische Notizen über Sererhard und seine Vorfahren vorausgeschickt. Dabei kommt er dazu, dessen bisher einzig bekannten Vornamen Nikolaus in Nicolin abzuändern. Wie fremd einen diese Namensänderung im ersten Augenblick anmutet, erscheint sie insofern gerechtfertigt, als die an Sererhard gerichteten Briefe diese Adresse tragen und er selbst sich auch Nicolin unterschreibt. Gleicherweise aufschlußreich sind Vasellas einleitende Ausführungen über das W e r k der « Einfalten Delineation », dessen Entstehung, Quellen und historischen Wert. Der Bearbeiter hat wohl recht, wenn er letztern nur insofern in stärkerm Maße gelten läßt, als das Werk die eigene Zeit der Aufklärung, in der Sererhard schreibt, wiederspiegelt, im übrigen aber seine Hauptbedeutung auf dem Gebiet der bündnerischen Volkskunde erblickt. In der Tat hat Sererhard seine geschichtlichen und topographischen Angaben zur Hauptsache den bündnerischen Chronisten Fort. v. Sprecher und Guler, vielleicht auch Campell, entnommen, während seine Hexen- und Wundergeschichten, seine Beschreibungen von Naturerscheinungen sowie sonstigen der Volksüberlieferung oder eigenem Erleben entnommenen Erzählungen aller Art mit den daran geknüpften moralisierenden Betrachtungen und seiner Zeit angepaßten drastischen Erklärungsversuchen durch ihn eine erste Niederschrift erfuhren.

Zum ersten Mal erhalten wir hier auch genauen Aufschluß über die der « Einfalten Delineation » zugrunde liegenden Handschriften, deren Schreiber freilich nicht sicher festzustellen sind. Eine im Anhang angefügte Zusammenstellung der Textabweichungen der Haupthandschriften wird vor allem dem wissenschaftlichen Benützer dieses Werkes gute Dienste leisten.

Durch diese Einführungen trefflich vorbereitet, folgt der Text auf 245 Seiten in einer gefälligen saubern Schrift und übersichtlicher Anordnung. Der graue Bund hat dabei der Handschrift entsprechend wieder den ersten Platz erhalten, den ihm C. v. Moor in seiner Ausgabe von 1872 zugunsten des Gotteshausbundes entzogen hatte.

Ihren vollen wissenschaftlichen Wert erhält die neue Ausgabe Sererhards aber erst durch die am Schluß folgenden Texterklärungen. Prof. Vasella bemerkt zwar, er hätte hinsichtlich des Kommentars Zurückhaltung üben müssen, doch ist dieser trotz der Begrenzung so reichhaltig ausgefallen, daß auch ein verwöhnter Benützer sich damit zufrieden geben darf. Ein Personen- und Ortsregister erleichtern die Benützbarkeit des Buches wesentlich. Schließlich hat auch der Verlag Manatschal, Ebner & Cie. in Chur durch eine flotte Ausstattung des Bandes seinen guten Teil zum Gelingen dieser so erfreulichen, ja vorbildlichen Neuherausgabe Sererhards beigetragen.

Chur. Paul Gillardon.

Die Amerbachkorrespondenz. Bearbeitet von ALFRED HARTMANN. II. Band: *Die Briefe aus den Jahren 1514—1524.* Mit Register und sechs Handschriftenproben. Basel, Verlag der Universitätsbibliothek, 1943. 543 S.

Rasch ist dem ersten Band des prächtigen Werkes der zweite gefolgt. Und wiederum wird der Text in mustergültiger Weise dargeboten und durch reichhaltige Einleitungen und Anmerkungen erläutert.

Der Vater Johann Amerbach ist 1513 gestorben, und im Mittelpunkt der Amerbachkorrespondenz steht nun unbestreitbar sein jüngster Sohn Bonifacius. Hartmann schreibt geradezu: « Der vorliegende Band umfaßt die Korrespondenz aus den Lehr- und Wanderjahren des Bonifacius Amerbach bis zu seiner Anstellung an der Universität Basel; sie schenkten ihm die dauernde Freundschaft mit Erasmus, Zasius, Alciato und manchem andern und vermittelten ihm das solide Wissen, das er in der Folgezeit als Dozent und als Sachwalter zu Nutz und Frommen seiner Vaterstadt verwerten durfte; sie ließen ihm die hoffnungsvollen Anfänge der religiösen Erneuerung freudig miterleben; sie nahmen ihm seinen Bruder Bruno und bereiteten den Konflikt vor, in den er mit der reformatorischen Bewegung geraten sollte.» Immerhin nehmen auch die Brüder Bruno und Basilius sowie die Schwester Margarethe Rechberger weiterhin eine bedeutsame Stelle im Bereich des Briefwechsels ein.

Es ist wiederum die ganze Fülle des Lebens, die sich vor unsern Augen ausbreitet. In die häuslichen Angelegenheiten lassen uns die Briefe Margarethes und ihrer Verwandten in Zurzach hineinblicken. Manche Streiflichter fallen etwa auch auf das Liebesleben der Brüder Amerbach. Vor allem aber tritt uns die ganze Welt des mitteleuropäischen Humanismus in reichster Mannigfaltigkeit entgegen, in vorderster Linie vertreten durch Andrea

Alciato, Thomas Blarer, Johann von Botzheim, Conrad Brunner, Guillaume Budé, Claudius Cantiuncula, Wolfgang Fabricius Capito, Andreas Cratander, Erasmus, Johann Froben, Heinrich Glarean, Ulrich von Hutten, Philipp Melanchthon, Jean Montaigne, Johannes Oekolampad, Michel Parmentier, Adam Petri, Beatus Rhenanus, Jean Vaugin, Ulrich Zasius, Johann Zwick und Ulrich Zwingli. Und dann tritt Luther auf und beginnt die Geister zu scheiden: Oekolampad folgt seinen Bahnen und inauguriert die Basler Reformation mit seinen Vorlesungen über den Propheten Jesaja, während Zasius die gegen Luther gerichtete Schrift des Erasmus über den freien Willen in den höchsten Tönen preist.

Wir freuen uns zu hören, daß der dritte Band des Werkes bereits vor dem Abschluß steht.

Basel. Ernst Staehelin.

JEAN-FRÉDÉRIC REYMOND, *La promesse de vente pour soi ou pour son nommable*. Librairie de droit F. Roth & Cie., Lausanne 1945, 292 S., in-8⁰.

Diese Untersuchung eines dem Kanton Waadt eigentümlichen Rechtsbrauches verdient, in einer historischen Zeitschrift angezeigt zu werden, da sie in ihrem größeren Teil die Geschichte des Rechtsbrauches, Kaufsversprechen um Liegenschaften « für sich oder eine später zu nennende dritte Person » zu verurkunden, einleuchtend und eingehend darstellt. Der Verfasser bespricht vorerst die Regeln, welche seit dem 15. Jahrhundert bis 1616 (Einführung des Coutumier du pays de Vaud) für die « vente pour soi ou pour son nommable » befolgt wurden. Es ist löblich, daß er hiebei die engen Grenzen des Waadtlandes überschreitet, und auch die Rechtslage in Savoyen, Italien, Frankreich und Holland beachtet; so kommt er dazu, festzustellen, daß die namentlich in Frankreich von den Juristen eifrig untersuchte « vente pour soi ou pour son ami à élire » eine überall in Europa mögliche Vertragsart war. Ein zweiter Teil behandelt diese Vertragsart, wie sie im Waadtland während der Geltung des « Coutumier », 1616—1821, geübt wurde. Dann werden die Lösungsversuche seit 1798 und in den Projekten des Code civil Vaudois dargestellt, sowie das Kaufsversprechen unter diesem Code, der bis zur Einführung des Schweiz. ZGB galt. Die Seiten 167—231 behandeln die Übungen des Waadtlandes unter dem ZGB, sowie die steuerrechtliche Regelung solcher Kaufsversprechen in bezug auf die Handänderungsgebühren.

In dem großen historischen Teil bietet der Verfasser weit mehr, als der Titel vermuten läßt. So gibt er neben einem Überblick über die waadtländischen Rechtsquellen seit der savoyischen Zeit einen dankenswerten Abschnitt über das Notariat, ein Verzeichnis der wichtigeren bernischen Mandate über Notare, Ehrschätze (lods) und Liegenschaftskauf, sowie ein Verzeichnis der zahlreichen, von ihm benutzten Notariatsprotokolle aus der Zeit von 1567—1837.

War, wie der Verfasser zeigt, die « vente pour soi ou pour son nommable » zwar in älterer Zeit überall möglich, so war sie doch im Waadtland offenbar seit alter Zeit die Regel, auch in den Fällen, da der Käufer nicht beabsichtigte, einen Dritten an seiner Stelle in den Kauf eintreten zu lassen. Hat da nicht die Überlieferung der savoyischen Kanzlei auf den Rechtsbrauch in dem bis 1536 savoyischen Land eingewirkt? Tatsächlich entsprach diesem Brauch schon der Vertrag, den Peter von Savoyen mit Murten im Mai 1255 abschloß: Peter ließ nämlich die Herrschaftsrechte über Murten nicht nur an sich und seine Erben, sondern auch an seine Angewiesenen übertragen (« acceptamus in dominium et protectorem nostrum ... Petrum de Sabaudia et eredes sive assignatos suos »; in der Urkunde werden die eventuellen « assignati » weiterhin noch siebenmal hinter Peter und seinen Erben in formelhafter Weise erwähnt (Rechtsquellen von Murten, hsg. Fr. E. Welti 1925, Nr. 8, S. 13; ebenso im Vertrag des Grafen Peter mit dem Bischof von Genf, von 1267, in Rechtsquellen von Genf, hsg. E. Rivoire et V. van Berchem 1927, I, S. 41, Zeile 27). Hätte Graf Peter diese Formel aus England gebracht, und als « petit Charlemagne » in Savoyen eingeführt?

Eine weitere Frage ist, ob im Waadtland auch bei Verkauf freien Eigens die Nennung des « nommable » neben dem Käufer üblich war? Der Verfasser bespricht mit Grund vorwiegend die bei dem Verkauf von Lehengütern übliche Formel. Nur für sie gelten die Vorschriften über die Investitur durch den Lehenherrn. Bei Eigengütern, die in den Städten wohl an Zahl überwogen, bewerte der Verkäufer selber den Käufer und es war kein Ehrschatz zu entrichten; der Hauptgrund für einen Verkauf an den Käufer « ou son nommable » fiel somit weg.

Die wertvolle Untersuchung, die weitgehend die lebendige Rechtsübung zu den verschiedenen Zeiten berücksichtigt, regt zu solchen Fragen an, deren Lösung der gelehrte und fleißige Verfasser vielleicht später noch Gelegenheit hat, nachzugehen.

Bern. Hermann Rennefahrt.

WALTER SCHMID, *Der Beitritt Zürichs zum französischen Soldbündnis 1614.* Verlag A.G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 1943 (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, N. F. 1). 189 S.

Diese gründliche Arbeit bringt es trotz der Spärlichkeit rein zürcherischer Quellen fertig, von der Politik, deren Endergebnis der nach langem Zögern erfolgte förmliche Beitritt Zürichs zur französischen Allianz war, ein durchaus zuverläßiges und eindringliches Bild zu geben. Der keineswegs spontane, sondern im Laufe von Jahrzehnten sich vorbereitende Akt legte dem Historiker die Verpflichtung auf, weit auszuholen und bis tief in das 16. Jahrhundert hinein den Verhältnissen nachzugehen, die in Zürich eine langsame Wandlung der Anschauung vom Wert und der Notwendigkeit fremder Allianzen bewirkte, allerdings nicht in allen Kreisen, sondern vornehmlich bei den

leitenden Staatsmännern, während die Geistlichkeit gemäß ihren Grundsätzen und Überlieferungen an der Ablehnung derartiger Bündnisse, namentlich solcher mit katholischen Mächten, festhalten mußte.

Seiner Aufgabe, zu zeigen, daß realpolitische Erwägungen, von innen- und außenpolitischen Problemen bestimmt, Zürich zum Abschluß des französischen Bündnisses bewogen, wird der Verfasser in der Weise gerecht, daß er zunächst einen Überblick über die zürcherische Politik seit 1531 gibt. Sie war im ganzen genommen defensiv, eine ausgesprochene Gleichgewichtspolitik, nach außen und innen durch die konfessionell-geographische Lage der Eidgenossenschaft, den Gegensatz zwischen Frankreich und Habsburg und die Spannung zwischen den reformierten und katholischen Orten bedingt. Mit Recht bestreitet aber W. Schmid, daß der Begriff der rein konfessionellen Politik Zürichs, wie ihn K. Lessing in seiner Studie über das Bündnis der Städte Zürich und Bern mit dem Markgrafen von Baden von 1612 im Gegensatz zur «territorialen» Politik Berns aufgestellt hat, vollständig genügt, jedenfalls nicht für die zürcherische Bündnispolitik in ihrem ganzen Umfang, wie denn eine konfessionelle Politik von einer territorialen in dieser Zeit überhaupt nicht reinlich zu trennen ist und die verschiedenen Tendenzen viel zu verwickelt sind, um mit scharfen Formulierungen charakterisiert werden zu können. Auch für die Ablehnung des französischen Soldvertrags im 16. Jahrhundert waren nicht allein ethische und konfessionelle Erwägungen ausschlaggebend. Indem der Verfasser das der jeweiligen politischen Lage angepaßte Spiel der Kräfte durch das 16. Jahrhundert hindurch verfolgt, enthüllt sich die allmähliche Wandlung und die Trennung zwischen der weltanschaulichen und der realpolitischen Beurteilung des Soldvertrages, deren Hauptursache in der Bündnispolitik der katholischen Orte lag. Der Vertrag mit Savoyen, den die VI katholischen Orte 1560 schlossen und 1577 erneuerten, rückte die Bedrohung Genfs dermaßen in die Nähe, daß Bern 1579 mit Frankreich den sog. Schirmtraktat für Genf einging, dem Zürich zwar vorerst fernblieb. 1582 jedoch, nachdem Herzog Karl Emanuel von Savoyen die Feindseligkeiten gegen Genf eröffnet hatte, wurde die Frage des Beitritts für Zürich akut. W. Schmid zeigt auf Grund der Akten im zürcherischen Staatsarchiv, daß eine Volksanfrage darüber vorbereitet wurde, daß es aber anscheinend beim Entwurfe blieb, den man bis jetzt fälschlich auf das mit Genf abgeschlossene Burgrecht bezog. Trotzdem betrachtete man die Verteidigung Genfs als durchaus im eigenen Interesse liegend, sodaß 1586 ein zürcherisches Fähnlein nach Genf geschickt wurde. — Die offene Parteinahme der katholischen Orte für die Ligue in Frankreich und ihre Allianz mit Spanien-Mailand 1587 veranlaßten dann Bern und Zürich, dem Gebiet des Oberrheins, das die einzige Verbindung mit dem protestantischen Europa bildete, erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken und zunächst mit Straßburg ein Bündnis abzuschließen. Über diese Verhandlungen gibt Schmid wertvollen Aufschluß aus den Akten des zürcherischen Staatsarchivs, ebenso in bezug auf das dritte Grundproblem der zürcherischen Außen-

politik, die Einstellung gegenüber den III Bünden, die darauf ausging, vermittelst Frankreichs eine Allianz der Bündner mit Spanien und die Gewährung des freien Passes für dessen Truppen zu verhindern. Obgleich somit für Zürich der Soldvertrag mit Frankreich immer mehr die Gestalt eines Gegengewichts zum Vertrag der katholischen Orte mit Spanien-Mailand annehmen mußte, dauerte es doch noch längere Zeit, bis die Kraft der politischen Kreise ausreichte, um den förmlichen Anschluß an die französische Allianz zu verwirklichen. Die Tatsachen allerdings eilten ihm voraus: seit der Thronbesteigung Heinrichs IV., 1602, stellte Zürich bei jeder französischen Werbung einige Fähnlein und versprach seine Hilfe, falls der König in seinen Landen angefochten würde. Ein Ausfluß der politischen Betrachtungsweise war ferner der Beitritt Zürichs zum Schirmtraktat für Genf, der nicht, wie Gautier irrtümlich annahm, im Juni 1605 der Initiative Genfs, sondern der Zürichs entsprang.

Seit dem Tode Heinrichs IV. und der Annäherung der französischen Krone an Spanien machte sich dann allerdings eine gewisse Störung in den guten Beziehungen zu Frankreich bemerkbar. Die spanisch-französische Allianz und Doppelheirat, sowie die vorzeitige Kündigung des Bündnisses mit Venedig durch Graubünden waren die Hauptgründe für Zürichs Zustimmung zum Abschluß des von Bern eifrig betriebenen Bundes mit dem Markgrafen von Baden-Durlach im Sommer 1612. Die ausführliche Darstellung der Haltung Zürichs bei diesem Anlaß gibt Schmid Gelegenheit, die teilweise irrtümliche, auf mangelhafter Kenntnis der zürcherischen Politik beruhende Auffassung Lessings zu berichtigen, der dieses Bündnis aus einer rein konfessionellen Politik erklären wollte.

Daß es übrigens nicht ganz leicht ist, den Gedankengängen der leitenden zürcherischen Staatsmänner bei ihrer damaligen Bündnispolitik zu folgen, zeigt dann das Doppelspiel, das sie bei ihrem endgültigen Beitritt zur französischen Allianz und den gleichzeitigen Bemühungen für einen Soldvertrag mit Venedig betrieben, der Frankreich keineswegs gelegen kommen konnte. Aus den Depeschen des französischen und venezianischen Gesandten geht hervor, daß die Zürcher dem französischen Ambassador Castille über ihre Absichten falschen Aufschluß gaben. Schmid sieht den Hauptgrund dieser seltsam verschlungenen Politik wohl richtig darin, daß die in ihrer Isolierung sich nicht mehr wohl fühlenden Zürcher dennoch die Möglichkeit einer von Frankreich unabhängigen Politik behalten wollten, indem sie den französischen Soldvertrag gleichsam als Rückendeckung für anderweitige, ihrem Partner nicht ganz genehme Bündnisverhandlungen in Rechnung setzten. Daneben kam Frankreich als Garant des innern Gleichgewichts in Betracht, denn kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den eidgenössischen konfessionellen Parteien beeinträchtigten den Solddienst in hohem Maße und mußten deswegen vom französischen Gesichtspunkt aus möglichst unterbunden werden. Eine wichtige, bei den eigentlichen Verhandlungen sogar am meisten Schwierigkeiten verursachende Rolle spielte ferner die von

Zürich im Text der Bundesurkunde verlangte ausdrückliche Garantierung des Schirmvertrags für Genf. Diese der Gewinnung der zürcherischen kirchlichen Kreise heilsame Forderung verpflichtete die spanienfreundliche Regentschaft wenigstens in einem Punkte auf die Fortsetzung der Politik Heinrichs IV. Gar kein Gewicht scheint dagegen auf wirtschaftliche Erwägungen gelegt worden zu sein, handelspolitische Vorteile, wie z. B. Zollprivilegien für ihre Seiden- und Buratistoffe, haben sich die Zürcher nicht gesichert.

Der Frage, wer eigentlich die zürcherischen Staatsmänner waren, die den Beitritt zum französischen Soldvertrag in die Wege leiteten, beförderten und zu Ende führten, widmet Schmid eine eingehende Untersuchung, soweit eine solche die Depeschen Castilles, die beinahe einzige Quelle dafür, gestatten. Er kommt zu dem Ergebnis, daß der Haupinitiant der Bürgermeister Hans Rudolf Rahn war, daß ihm im Kleinen Rat Statthalter Wolf und Stadtschreiber Grebel zur Seite standen und daß unter den Geistlichen Professor Kaspar Waser der Sache geneigt war. Der Kleine Rat handelte zuerst im größten Geheimnis; erst nachträglich gelangte er an den Großen Rat, und die Geistlichkeit, mit Ausnahme Wasers, scheint auch nicht auf dem Laufenden gewesen zu sein, da sich die lange Krankheit und der Tod von Antistes Leemann im September 1613 ungünstig auswirkten. Volksanfragen waren damals nicht mehr Mode.

Die Verhandlungen zwischen Zürich und Castille, die mit der Beschwörung der Allianz am 20. Januar 1614 abschlossen, offenbaren ebenfalls, daß der Initiant dazu Zürich und nicht Frankreich gewesen war trotz der absichtlich falschen Darstellung, die Bürgermeister Rahn dem venezianischen Sekretär gab, wie überhaupt die Hervorhebung der Initiative Frankreichs die offizielle zürcherische Darstellung bildete und auch in die schweizerische Geschichtschreibung übergegangen ist. Daß dieser Irrtum und andere mehr berichtigt werden und die Tatsache des rein politischen Aktes eine helle Beleuchtung erfährt, ist ein Hauptverdienst der durchdachten und scharfsinnigen Untersuchung W. Schmids, die einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Geschichte der zürcherischen Außenpolitik im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts bedeutet.

Glarus. Frieda Gallati.

PIERRE REBETEZ, *Les relations de l'Evêché de Bâle avec la France au XVIIIe siècle.* Thèse de la Faculté de Philosophie I de l'Université de Berne. Imprimerie St. Augustin, St. Maurice 1943, 486 pages in 8⁰.

L'auteur de cette thèse s'est proposé de récrire, dans un esprit impartial, l'histoire des princes-évêques de Bâle du XVIIIe siècle, de mettre en valeur leur œuvre, leur politique, de les tirer de l'obscurité où les historiens du XIXe siècle, imprégnés des principes démocratiques, les avaient laissés, au profit trop exclusif des patriotes, tels que Pierre Péquignat, et de réformer certains jugements peu équitables portés sur eux. Il s'agit donc ici, pour une part, d'une réhabilitation.

Il a voulu montrer aussi comment l'Evêché de Bâle, minuscule principauté relevant du Saint Empire, mais située en position avancée entre la France et l'Allemagne, s'est maintenu depuis le moyen âge, résistant aux dangers et aux pressions des Etats voisins, en s'appuyant, par un jeu d'alliances habilement combinées, tantôt sur la France, tantôt sur les cantons suisses, surtout catholiques. Ayant étudié de manière approfondie l'activité diplomatique des princes-évêques, il conclut que le XVIIIe siècle fut le grand siècle de l'Evêché de Bâle et prépara le rattachement de cette terre, qui s'affirma de plus en plus indépendante, à la Confédération.

Après une introduction sur les origines du diocèse, son organisation interne et son administration, l'auteur résume rapidement certaines périodes antérieures au XVIIIe siècle. Quoique ces époques — Réformation, guerre de Trente ans —, ne constituent pas le sujet même de la thèse, peut-être estimera-t-on que certains épisodes sont un peu sommairement traités (ainsi le transfert du siège de l'évêché de Bâle à Porrentruy).

Dès 1648, les évêques de Bâle se rapprochent, par nécessité, de la France, puissance dominante, tout en affirmant leur désir de participer à la neutralité des cantons suisses. Au début du XVIIIe siècle, pendant la guerre de succession d'Espagne par exemple, l'Evêché de Bâle se trouve en conflit avec Louis XIV; mais comme il constituait une sorte de bastion fort important pour la France au point de vue stratégique, cet antagonisme occasionnel finit par se résoudre en une alliance, d'autant plus que les liens qui rattachaient l'Evêché à l'Empire déclinant se distendaient. Les négociations relatives à l'alliance française ont donc été une des préoccupations majeures des princes évêques, qui trouvèrent aussi dans ces traités, soit avec la France, soit avec les cantons catholiques, un appui dans leurs conflits avec leurs propres sujets, travaillés, comme ceux de tous les bailliages, par l'esprit d'émancipation. On voit à plusieurs reprises, sous Jean-Conrad et Jacques-Sigismond de Reinach, les troupes françaises ou suisses intervenir au pays de Porrentruy pour réprimer des mutineries.

M. Rebetez est ainsi amené à esquisser les portraits des princes-évêques du XVIIIe siècle. Les uns s'intéressent particulièrement au service mercenaire, aux levées de troupes dans leur Etat, surtout en faveur de la France, et l'auteur nous donne l'analyse détaillée de leurs statuts et règlements (le régiment de l'Evêché de Bâle participe au 10 août 1792). D'autres évêques patronnent de nouveaux procédés pour la fonte du fer, tel Simon-Nicolas de Montjoie. Guillaume de Rinck et Frédéric de Wangen sont avant tout des princes diplomates, qui orientent l'Evêché vers la France et vers la grande alliance de 1777 et les accords territoriaux de 1780. Joseph de Roggenbach réorganise les fermes et péages, le commerce du sel. L'auteur a soin d'indiquer aussi toutes les circonstances qui marquent l'élection des princes-évêques, la composition et les tendances du chapitre des chanoines à ces moments déterminants, ainsi que la manière dont la France s'immisce dans ces élections épiscopales.

Cette thèse, à notre avis, n'est pas une œuvre destinée à être lue facilement par le grand public. L'élément descriptif en est presque éliminé. Ainsi la relation de l'affaire Péquignat (ou Pétignat), nous semble manquer un peu de relief et de couleur: sans doute l'auteur l'a-t-il voulu ainsi, estimant que d'assez nombreux ouvrages ont été consacrés au patriote de l'Ajoie? D'autre part, la division qu'il a adoptée en paragraphes très courts contribue aussi, peut-être, à rompre parfois la ligne, à briser le lien entre les faits, surtout dans les premiers chapitres de l'ouvrage.

En revanche, signalons les croquis et plans très nets qui illustrent l'exposé, et soulignons la valeur de référence, d'information de cette thèse, qui constitue un répertoire des plus précis de toutes les négociations diplomatiques et militaires conduites par les princes-évêques du XVIIIe siècle. Il s'agit là d'un ouvrage qu'on ne pourra pas négliger quand on étudiera l'histoire de l'Evêché de Bâle, car il l'éclaire de lumières nouvelles.

Genève. Marguerite Maire.

SAMUEL ROBERT, *Numa Droz. Un grand homme d'Etat.* Neuchâtel et Paris, Delachaux et Niestlé 1945, 202 p. in 8⁰.

La biographie de Numa Droz, comme tant d'autres ouvrages d'histoire, place le lecteur en présence d'une époque dont les problèmes politiques présentent de frappantes analogies avec ceux qui nous préoccupent aujourd'hui.

N'est-il pas piquant, en effet, qu'à la loi ecclésiastique neuchâteloise de 1873 qui provoqua le schisme entre l'Eglise nationale et l'Eglise libre, s'oppose la fusion ecclésiastique de 1943; qu'avec l'activité de Numa Droz en matière d'assurance maladie et accidents, on puisse mettre en parallèle l'assurance vieillesse d'aujourd'hui; que l'affaire Wohlgemuth ait sa contrepartie dans le problème actuel du droit d'asile; que le rachat des Chemins de fer fédéraux trouve son corollaire dans l'assainissement du début de 1945? Et nous en passons... Cette énumération, à elle seule, fait saisir l'actualité de cette biographie qui permet, par ailleurs, de constater une fois de plus la part de vérité qui s'attache à la philosophie désabusée de l'auteur de l'Ecclésiaste.

Mais là n'est pas, tant s'en faut, l'intérêt majeur de cet ouvrage. Il vaut par l'homme qu'il dépeint. Numa Droz est, par lui-même, un sujet propre à retenir l'attention des lecteurs de notre temps. Fils d'horloger neuchâtelois, de souche modeste, ce régent de Chaumont, par son intelligence et sa ténacité — servies d'ailleurs par une plume alerte —, deviendra bientôt homme politique, Conseiller d'Etat, Conseiller aux Etats, Conseiller fédéral enfin, degré suprême de la hiérarchie qu'il atteint à 31 ans, déjà, en 1875.

De sa carrière politique, le livre de M. Robert trace quelques tableaux qui sont assurément les plus caractéristiques de l'homme. C'est d'abord celui de la révision des lois ecclésiastiques dont on sentait le besoin « pour

les mettre à la hauteur des idées modernes qui ne permettent plus d'imposer ni aux pasteurs ni au troupeau une confession de foi officielle que leur raison ou leur conscience n'acceptent pas.»

Puis Numa Droz, ayant passé au Conseil fédéral, s'occupe d'abord du Département du Commerce et de l'Industrie. Ce n'est qu'en 1887, après douze ans, qu'il réussit à faire admettre le principe de la stabilité du Chef du Département des Affaires étrangères et à s'assurer ce poste qu'il conservera pendant cinq ans et où il acquerra la réputation internationale que l'on sait.

Tant dans l'affaire Wohlgemuth où, face à Bismarck, il sait montrer que « la neutralité sans souveraineté ne serait qu'un leurre » et résiste aux pressions diplomatiques dont il est l'objet de la part du Chancelier de Fer, que l'orsqu'il s'agit d'organiser une Conférence internationale du Travail et, après en avoir eu l'idée, d'en laisser l'initiative à Guillaume II, Numa Droz déploie des qualités de diplomate et d'homme d'Etat qui font honneur à son pays.

Il serait trop long de s'étendre plus avant sur ce sujet que le livre de M. Robert éclaire d'un jour agréable. De lecture facile cet ouvrage donne un aperçu vivant de cette fin du XIXe siècle où la Suisse s'ouvrait de plus en plus à la vie internationale. Mr. Robert n'a, assurément, pas voulu faire œuvre définitive d'historien mais bien plutôt de conteur et c'est en quoi il a droit à la reconnaissance du grand public auquel ce livre est destiné.

Berne. Etienne Junod.

BERNARD GAGNEBIN, *Burlamaqui et le droit naturel.* Editions de la Frégate. Genève, 1944, 320 pages in 8°, quatre hors-textes.

Au cours du XVIIIe siècle la Suisse romande a eu l'honneur de donner à la science juridique trois personnalités de valeur: Jean Barbeyrac (1674—1744), qui introduisit et enseigna de 1711 à 1717 le droit naturel à l'Académie de Lausanne; Jean-Jacques Burlamaqui (1694—1748), qui fut maître de la même discipline à l'Académie de Genève de 1720 à 1740; Emer de Vattel (1714—1767), qui a été en 1742 un des promoteurs auprès du roi de Prusse de l'Académie de Neuchâtel. Ces trois personnages, qu'une génération à peine sépare l'un de l'autre, appartiennent à la même école du droit naturel et chacun a subi tant soit peu l'influence de son prédécesseur: Vattel l'influence de Burlamaqui et Burlamaqui celle de Barbeyrac.

Vattel a déjà eu son illustration en 1922 grâce au Prof. Albert de Lapradelle, qui mit en tête du texte du *Droit des gens,* publié par la *Carnegie Institution* de Washington, une belle introduction sur la vie, l'œuvre, l'autorité et les mérites de Vattel, à la fois jurisconsulte, philosophe, homme de lettres et diplomate. M. le Prof. Edouard Béguelin complétait en 1929 cette présentation par une biographie bien documentée, qu'il publia dans le *Recueil des travaux offerts par la Faculté de droit de Neuchâtel à la Sociétés des Juristes suisses.*

Barbeyrac fut à l'honneur en 1937, lors du IV centenaire de la fondation de l'Académie de Lausanne. Ce fut le Prof. Philippe Meylan qui publia à cette occasion: *Jean Barbeyrac et les débuts de l'enseignement du droit dans l'ancienne Académie de Lausanne.* La vie, l'œuvre et l'influence de Barbeyrac y sont présentées de main de maître.

Voici le tour de Burlamaqui. C'est M. Bernard Gagnebin, docteur en droit, qui nous le présente dans un travail de patience et plein de sagacité, à tout point réussi, qui porte le titre mentionné en tête de ce compte-rendu. De cette manière le vœu, que M. Charles Borgeaud exprimait dans son *Histoire de l'Université de Genève* de voir bientôt une monographie consacrée à Burlamaqui, est heureusement accompli.

* * *

L'œuvre de M. Gagnebin est divisée en trois parties: la vie et l'œuvre, les principes, l'influence de Burlamaqui.

Une introduction de quelque 17 pages oriente le lecteur sur ce que l'on pourrait appeler le climat philosophique dans lequel Burlamaqui a vécu et travaillé. C'est l'exposé des principales théories et systèmes, ainsi que des erreurs, des représentants les plus autorisés de ce que M. Le Fur a appelé l'Ecole philosophique du droit naturel: de Grotius, Puffendorf, Hobbes, Cumberland, Locke, Leibniz et Barbeyrac, que l'auteur résume avec toute la clarté désirable. L'introduction est en somme une rapide, mais substancielle synthèse de la pensée de l'Ecole. Il en ressort que ces philosophes, malgré les divergences qui les séparaient, étaient tous convaincus de cette vérité primordiale que la loi de justice n'est pas quelque chose de conventionnel et d'arbitraire, mais une loi absolue et que, par conséquent, il existe des règles universelles embrassant l'ensemble des institutions et des activités humaines, c'est-à-dire un droit naturel connaissable par les lumières de la raison.

* * *

L'historien s'arrêtera particulièrement à la première partie de l'ouvrage de M. Gagnebin: la vie et l'œuvre de Burlamaqui. L'auteur expose dans cette partie les origines de la famille Burlamaqui, les données biographiques de son protagoniste, son éducation, l'influence que Barbeyrac a eu sur l'orientation intellectuelle de celui qui, à juste titre, est considéré comme son plus illustre disciple, la nomination de Burlamaqui à l'Académie de Genève en 1723 (de 1720 à 1723 il y était comme professeur honoraire, sans appointement), la soutenance des thèses, dirions-nous aujourd'hui, de son habilitation, l'influence qu'il eut sur l'organisation des études de l'Académie genevoise, l'attrait exercé par son enseignement sur des étudiants étrangers de marque, le rôle qu'il a joué lors des troubles de 1734, sa nomination au Petit Conseil en 1740 et son intérêt pour les beaux arts. Cette première partie se termine par un chapitre consacré à l'examen critique des œuvres posthumes de Burlamaqui et des circonstances, qui ont accompagné leur publication.

* * *

La deuxième partie est entièrement consacrée à la pensée philosophojuridique de Burlamaqui. Sans conteste, elle est la plus importante des trois et celle qui intéresse au plus haut point le philosophe du droit.

Cette partie embrasse dix chapitres. Dans les neuf premiers M. Gagnebin expose les conceptions de Burlamaqui sur les principes du droit naturel, sa théorie du bonheur, le fondement de l'obligation, les principes du droit politique, l'Etat, la meilleure forme de gouvernement, la balance des pouvoirs, le pouvoir du souverain en matière de religion, les droits et les devoirs de l'homme.

Ces chapitres, étayés sur de nombreuses citations, contiennent des critiques pertinentes, qui prouvent que l'auteur est à la fois un excellent historien et un bon connaisseur de la pensée philosophique du XVIIIe siècle. Ses observations font ressortir les emprunts que Burlamaqui a faits à ses prédécesseurs, ses propres idées personnelles et les oppositions qui existent entre lui et les autres philosophes de l'Ecole. Car Burlamaqui a su être indépendant à son heure et réfuter avec précision et clarté certaines idées de Hobbes, de Puffendorf et même de son maître Barbeyrac. «Certes, écrit M. Gagnebin, il a suivi ses maîtres de très près et n'a pas craint d'emprunter leurs réflexions, leurs citations et même leurs exemples, mais il a su utiliser à merveille son esprit clair et méthodique qui a fait l'admiration de ses contemporains et de ses successeurs» (pag. 214).

On lira avec le plus vif intérêt surtout le dixième chapitre, qui termine la deuxième partie. L'auteur y donne ses appréciations sur chacun des trois ouvrages de Burlamaqui.

Des *Principes du droit naturel* — le seul ouvrage, à vrai dire, qui est entièrement de Burlamaqui, les autres étant des élaborations posthumes faites sur ses notes — l'auteur critique d'abord, à juste titre, la conception que Burlamaqui se fait du fondement de l'obligation morale, laquelle, selon lui, se baserait uniquement sur la raison, puisqu'il arrive à écrire que la volonté de Dieu nous oblige parce que la raison l'approuve. M. Gagnebin souligne ensuite les caractéristiques de l'ouvrage: qualités de méthode, de clarté et de précision: «La valeur des *Principes du droit naturel* de Burlamaqui ne réside pas tant dans la nouveauté et l'originalité des idées qu'on y trouve que dans la méthode de cet ouvrage, la clarté et la précision du style» (pag. 216); «c'est surtout la méthode employée par le jurisconsulte genevois qui est originale; car Burlamaqui remonte toujours aux premiers principes... aussi n'hésite-t-il jamais à lier la religion à la jurisprudence» (pag. 217); son ecclétisme: «L'auteur des *Principes du droit naturel* choisit dans les ouvrages de ses prédécesseurs ce qui lui paraît le plus juste et le plus utile. A chacun, il emprunte une théorie, une idée, une réflexion, une citation...» (pag. 217); sa tendance plus qu'à la critique à la conciliation des idées: «Au lieu de discuter et de critiquer les opinions de ses prédécesseurs, il les concilie» (pag. 218), ce qui, d'ailleurs, ne l'a pas empêché de «donner à son ouvrage un caractère personnel» (l. c.); ses

qualités de style qui est «sobre, clair, agréable et précés. Ce sont de très grandes qualités dans un siècle où les auteurs embrassent tous les domaines de l'univers, écrivent des traités en vingt ou quarante volumes, touchent à tous les problèmes de l'humanité sans les approfondir et sans les expliquer suffisamment» (l. c.).

Les idées contenues dans les *Principes du droit politique* manquent aussi d'originalité: c'est du Grotius, du Locke, du Puffendorf. Cependant Burlamaqui a quelques théories intéressantes sur la question de la meilleure forme du gouvernement et surtout sur la balance des pouvoirs et sur le droit du souverain en matière de religion. Dans ce dernier domaine Burlamaqui — qui par principe est contraire à l'idée absolutiste comme forme de gouvernement — admet que l'Etat, sans pouvoir contraindre les consciences, est pourtant maître absolu en matière de religion, la religion étant assimilée à tout autre objet de la législation. Idée souvent commune aux hommes politiques du temps de Burlamaqui et d'autres encore!

Quant aux *Eléments du droit naturel,* ils contiennent «une bonne étude des devoirs de l'homme, presque entièrement basée sur les ouvrages de Puffendorf» (pag. 221).

Donnant enfin un jugement d'ensemble sur les trois ouvrages de Burlamaqui, l'auteur s'exprime ainsi: «Les trois ouvrages de Burlamaqui ne se caractérisent donc pas par la nouveauté des idées qu'on y trouve, mais plutôt par le choix et l'exposition des théories de l'Ecole philosophique du droit naturel. Il s'agit plutôt d'une œuvre de vulgarisation, de clarification, de mise au point des systèmes des principaux Docteurs de l'Ecole: Grotius, Puffendorf, Locke, Barbeyrac, avec quelques allusions à la pensée anglaise et aux institutions genevoises de l'époque» (p. 221). «Burlamaqui, écrit encore l'auteur à la pag. 300, s'est moins soucié de formuler des théories nouvelles et originales que d'adapter les principes du droit naturel à la pensée du XVIIIe siècle. En démêlant les idées de ses prédécesseurs et en les dépouillant d'un encombrement d'érudition propre à décourager les lecteurs les plus consciencieux, il a rendu ses travaux accessibles à un public très étendu.» On ne peut que souscrire à ce jugement pleinement justifié.

* * *

La troisième partie de l'ouvrage de M. Gagnebin est consacrée à l'influence exercée par l'œuvre du philosophe et jurisconsulte genevois. Il est tout naturel que les deux ouvrages sur les *Principes,* étant donné qu'ils touchaient aux principes mêmes du droit et de l'Etat, aient intéressé autant les juristes que les hommes d'Etat et les philosophes. Leur succès fut considérable auprès du monde cultivé de son temps; contemporains et successeurs considérèrent ces traités comme classiques. Ces succès sont déja révélés par les traductions en sept langues et par les très nombreuses réimpressions jusqu'au milieu du XIXe siècle. L'œuvre de Burlamaqui n'a pas compté moins de soixante-quatre éditions différentes: 13 en Suisse, 11

en Angleterre, 8 en France, 7 aux Etats-Unis, 7 en Italie, 6 en Espagne, 6 en Irlande, 4 en Hollande et 2 en Allemagne.

M. Gagnebin a renoncé à étudier l'influence de Burlamaqui sous tous ses aspects; il a voulu en donner une vue d'ensemble et s'est attaché particulièrement à l'étudier à Genève, en France, en Angleterre et aux Etats-Unis.

A Genève, l'Académie se servit des livres de Burlamaqui jusqu'à ce que le positivisme du XIXe siècle vint faire oublier cette illustration de la Genève du XVIIIe. En outre «il n'est pas exagéré de dire, écrit M. Gagnebin, que Burlamaqui a exercé une réelle influence sur la doctrine gouvernementale genevoise du XVIIIe siècle» (pag. 263).

En France, c'est surtout sous la Restauration que les idées de Burlamaqui connurent en grand succès. En général, en pays de langue française le philosophe de Genève n'eut pas de véritables disciples. Il a cependant exercé une certaine influence sur J. J. Rousseau et sur Vattel, influence à laquelle l'auteur consacre les chapitre IV et V; particulièrement instructives sont les pages 258 à 269.

C'est spécialement en Angleterre et dans l'Amérique du Nord que les ouvrages de Burlamaqui eurent un grand succès.

En Angleterre les *Principes de droit naturel* eurent leur première édition déjà en 1748 et les *Principes du droit politique* en 1752. Ils furent adoptés dans plusieurs universités et leur influence dura à peu près un siècle. Par des citations en parallèle, se bornant au seul chapitre sur la Loi en général, M. Gagnebin fait voir comment le philosophe genevois a dû fortement influencer le juriste anglais William Blackstone (1723—1780).

Pour le rôle joué en Amérique du Nord par les idées de Burlamaqui l'auteur s'en réfère à l'ouvrage capital de M. Ray Forrest Harvey, publié en 1937: *Jean Jacques Burlamaqui, A Liberal Tradition in American Constitutionalism,* lequel, dit M. Gagnebin, «a pratiquement épuisé le sujet qu'il désirait traiter, en faisant aux Etats-Unis des recherches étendues dans tous les domaines où l'on pouvait retrouver l'influence de l'auteur des *Principes du droit naturel*» (pag. 277). Burlamaqui a exercé, selon toute apparence, une grande influence sur l'élaboration du droit constitutionnel américain. La conclusion que M. Harvey tire de ses études, et à laquelle M. Gagnebin se rallie, c'est que l'on peut placer Burlamaqui «sur le même rang que les auteurs considérés comme la source de la pensée américaine. tels que Locke, Montesquieu, Blackstone, Coke etc... Preuves à l'appui on peut conclure que Burlamaqui fut aussi populaire en Amérique que les auteurs habituellement cités. En tout cas, on se référa aussi fréquemment a lui qu'on s'en référait à eux, et il élabora une théorie constitutionnelle meilleure qu'aucun d'entre eux» (cité à la pag. 291).

* * *

Le VIII et dernier chapitre de la troisième partie contient la bibliographie des œuvres de Burlamaqui. C'est un travail de patience et d'une

très grande précision, que l'auteur nous donne dans ces quelques pages. Il corrige — ce qu'il voulait, d'ailleurs — les erreurs nombreuses qu'il a constatées dans la bibliographie historique établie par M. Harvey.

Le beau volume se termine par un index alphabétique des noms cités et par une riche bibliographie divisée comme il suit: A. Manuscrits (tirés des archives d'Etat de Genève, de la Bibliothèque publique de Genève, de la Bibliothèque nationale de Paris, des archives de la famille Rilliet à Bellevue): B. Textes; C. Périodiques; E. Etudes historiques et critiques: de quoi satisfaire à toutes les exigences au point de vue philosophique, critique et historique.

* * *

L'ouvrage de M. Gagnebin est une réussite. Il nous présente un magnifique tableau de cette belle et sympathique figure que fut Jean-Jacques Burlamaqui et du rôle qu'il a joué. L'historien aussi bien que le philosophe du droit y trouve son compte. Le littérateur aussi, car l'ouvrage est présenté dans une langue d'une élégance parfaite; une vraie jouissance pour les amateurs de beau langage!

Pour ce beau travail nous félicitons vivement M. le Dr. Bernard Gagnebin.

Fribourg. Cél. Trezzini.

André Corbaz, *Madame Necker, Humble Vaudoise et Grande dame.* Librairie Payot, Lausanne 1945, 8⁰, 224 p., 5 pl.

M. André Corbaz a été attiré par l'aspect moral et exemplaire de la vie de Mme. Necker, « humble vaudoise et grande dame ». Il connaît bien son sujet et, aux renseignements de seconde main, ajoute quelques lettres inédites de Mme. Necker conservées à la Bibliothèque publique et universitaire de Genève. Ce fonds avait été utilisé déjà par Pierre Kohler et Ed. Chapuisat, que M. Corbaz cite, et par E. Lavaquery, dans son ouvrage sur *Necker, fourrier de la Révolution* (Paris, 1933), que l'auteur paraît ignorer et qu'il eût pu consulter avec fruit. Dans sa vie de Mme. Necker, M. Corbaz a beaucoup sacrifié à ce qui lui paraît essentiel, au portrait d'une « grande âme »: la richesse et l'exactitude des détails concrets, la peinture nuancée d'une époque et d'un milieu. On peut le regretter, d'autant plus que ces sacrifices sont demeurés vains; la vie elle-même a fui la biographie de Mme. Necker, laissant derrière elle un grand désordre d'éléments désagrégés.

Le ton de M. Corbaz passe de l'extrême familiarité à l'amphigouri. Sa langue, incorrecte trop souvent, eût causé du chagrin au feu baron de Béhant.

Prilly. Charles Roth.

Werner Gysin, *Zensur und Preßfreiheit in Basel während der Mediation und Restauration.* Bd. 16 der « Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft », Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944, 128 S.

Als Fortsetzung der von Prof. Rud. Thommen im Basler Jahrbuch 1944 veröffentlichten Ausführungen über « Zensur und Universität in Basel bis

1799» sowie unter Verwertung einschlägiger Publikationen von F. Mangold, A. Brüderlin und Carl Roth, unternimmt es Gysin, ein Bild der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ausgeübten baslerischen Zensur zu entwerfen.

In vier Hauptabschnitten erhalten wir zuerst einen Überblick über die baslerischen Presseverhältnisse bis zum Beginn der Mediationszeit, alsdann der Zensur während der Mediation sowie der Restauration und schließlich eine Zusammenfassung.

Es ist klar, daß es sich angesichts des schon mehrfach beackerten Stoffgebietes für Gysin mehr nur noch um eine extensivere Verwertung des archivalischen Materials und eine zweckmäßige Eingliederung in bereits Gedrucktes handeln konnte. Grundlegend neue Gesichtspunkte konnten kaum entdeckt werden. Hervorgehoben sei immerhin, daß die im dokumentarischen Anhang abgedruckte Zensurordnung von 1761 nunmehr bestimmt der Feder Isaak Iselins zugewiesen werden konnte. Daß mit ihr auch katholische Druckschriften nach voraufgegangener Zensurierung im protestantischen Basel zum Druck zugelassen wurden, entsprang m. E. mehr den von Iselin geteilten Aufklärungsideen als etwa einem besonderen, toleranten Entgegenkommen gegenüber den katholischen Ständen, wie der Autor S. 14 annimmt.

Die Helvetik schon, namentlich aber die Mediationszeit, waren kein günstiger Nährboden für die Lockerung der Zensur, geschweige denn für die Pressefreiheit. Das darf uns im Hinblick auf die heutzutage wieder besonders fühlbar gewordenen Verhältnisse in okkupierten oder okkupiert gewesenen Ländern wenig verwundern. Gysin vermeidet zwar geschickt und mit Recht jede Parallelisierung von einst und jetzt.

Wenn sich die Zensur in Basel besonders zählebig erwies, sodaß die Stadt erst 1831 ihre erste Tageszeitung, die Basler Zeitung, erhielt und mit ihr das Pressegesetz vom selben Jahre, so hat das zuweilen zu tragikomischen Zuständen geführt, so wenn sich z. B. außer der amtlichen Zensurbehörde auch noch die Postkammer und schließlich 1815 gar noch das österreichische Stadtkommando einschalten, oder wenn in Sachen der schließlich kaum mehr zu umgehenden Publizität der Ratsverhandlungen nicht weniger als fünf aufeinanderfolgende Gutachten ausgearbeitet werden mußten, deren widersprechendes Hin und Her vom Oktober 1826 bis November 1828 dauerte.

Wesentlich Neues zum sattsam bekannten Professorenkonflikt Wesselhöft, Snell und Follen sowie zum eidgenössischen Preß- und Fremdenkonklusum der Restaurationsjahre, kann auch Gysin nicht beibringen als die von Paul Burckhardt in seiner trefflichen Geschichte Basels bereits gemachte und von Gysin verstärkte Feststellung, daß das damals als so konservativ und tugendbündlerisch verschrieene Basel durch seine unabhängige Haltung in der Flüchtlingsfrage und der Abwehr eidgenössischer Bevormundungsversuche dennoch auch seinen Beitrag zum Durchbruch liberaler Begehren in der Eidgenossenschaft geleistet habe.

In der Behandlung von Namen zeigt sich der Verfasser etwas spröd.

So vermißt man S. 39 unten den Namen des Landammanns Hans v. Reinhard wie auch auf S. 49 oben denjenigen von Peter Glutz-Ruchti. Und wenn S. 35 der Landammann d'Affry als dienerhaft bezeichnet wird, so müßte die nicht minder servile Haltung des zu den Ereignissen auf S. 37 verschwiegenen Landammans Peter Burckhardt von Basel und anderer Leidensgenossen jener Jahre ebensosehr als dienerhaft angesprochen werden. Kollaborationisten im heutigen Sinne waren immerhin die Landammänner der Mediationszeit nicht.

Ein gründliches Quellenverzeichnis vervollständigt die sorgfältige, die ganze Materie sauber zusammenfassende Arbeit, welche in einer eingehenden Behandlung des Pressegesetzes vom 4. Oktober 1831 gipfelt.

Basel. Albert Matzinger.

Pierre Grellet, *Les saisons et les jours d'Arenenberg. La reine Hortense exilée.* Lausanne, Editions de l'Eglise nationale vaudoise, 1944, 24/18,5 cm, 232 pages avec 9 planches hors-texte.

C'est un livre charmant que l'étude consacrée par M. Pierre Grellet au séjour de la reine Hortense en Suisse.

Prenant son sujet au moment où l'infortunée duchesse de Saint-Leu, contrainte de quitter la France, arrive à Genève le 25 juillet 1815, l'auteur le conduit, de la plume alerte qu'on lui connaît, jusqu'à la mort de l'ex-reine de Hollande, vingt-deux ans plus tard, le 5 octobre 1837, à Arenenberg. A la suite du guide le plus expert, on accompagne ainsi, d'année en année et de lieu en lieu, la reine Hortense et les siens: à Constance tout d'abord, véritablement lugubre, à Gais où l'exilée gagne sans peine le cœur de l'obligeant Jakob Zellweger, à Augsbourg où le prince Louis commence ses études, à Arenenberg enfin que M. Grellet présente avec beaucoup de grâce et de poésie.

Arenenberg, acquis en 1817, mais où la reine Hortense s'installe pour un premier séjour d'été en 1819 seulement, Arenenberg revit jusque dans ses moindres détails dans le livre de M. Grellet. Et non seulement le petit manoir thurgovien, mais l'espèce de cour qu'y tient Hortense de Beauharnais: intimes d'elle-même et de son fils, lectrices et dames de compagnie, aumônier, écuyer, médecin et précepteur, pour ne rien dire d'une assez nombreuse domesticité, et les visites surtout, voisins, amis de France et de Suisse ou simples curieux, toujours reçus avec la plus exquise simpicité, depuis l'avocat Kern, le baron d'Effinger et le colonel Dufour jusqu'à Casimir Delavigne, Alexandre Dumas et Chateaubriand, depuis la bonne Madame Campan et la douce Stéphanie de Bade jusqu'à Delphine Gay et Madame Récamier!

Publié par les soins des Editions de l'Eglise nationale vaudoise, l'ouvrage de M. Grellet s'adresse au grand public. Son auteur ne prétend rien apporter de nouveau, ni davantage avoir définitivement épuisé le sujet. Ce qu'il a voulu, c'est simplement, s'appuyant sur les mémoires, sur les lettres, sur les souvenirs de la reine et de ses contemporains, comme aussi sur toutes

les études parues sur elle et dont il donne une bonne bibliographie, faire partager à ses lecteurs la sympathie qu'il éprouve lui-même pour une femme courageuse et généreuse, pour une mère touchante, attentive à l'éducation de l'enfant qu'elle chérit, inquiète et fière ensuite de ce fils bientôt prétendant et conspirateur. M. Pierre Grellet a pleinement réussi et ses lecteurs, devenus comme lui les amis de l'exilée d'Arenenberg, approuveront tous la conclusion de son livre: « Mieux connue, mieux aimée ».

Il est permis cependant, dans cette Revue, de regretter que M. Grellet n'ait pas insisté davantage sur certains aspects politiques du séjour de la reine Hortense en Suisse, sur le rôle même qu'il peut avoir joué dans l'histoire de notre pays. Peut-être y serait-il parvenu, et aurait-il ainsi enrichi nos connaissances et apporté quelques lumières nouvelles sur un chapitre de notre histoire, s'il avait poussé davantage ses recherches, s'il s'était astreint à fouiller avec patience les archives suisses, publiques et privées, s'il avait attendu de pouvoir consulter, à Bruxelles, les archives de la famille Bonaparte. Ces quelques réserves, et nos regrets, n'enlèvent rien au charme de son livre.

Lausanne. Jean-Charles Biaudet.

PAUL MÜNCH, *Studien zur bernischen Presse 1830—1840*. Diss. phil. Bern. Buchdruckerei Stäfa AG., Stäfa, 213 Seiten in-8⁰.

Nach ihrer Themastellung bildet die Arbeit von Münch eine Fortsetzung derjenigen von Fritz Rothen, der in seiner 1925 erschienen Dissertation die bernische Presse und die Staatsumwälzung von 1830/31 behandelte. Münch geht weiter und untersucht die Geschehnisse der bernischen Geschichte von 1830 bis 1840 und ihren Niederschlag in der Presse. Die ersten sechs Kapitel sind der Zeit von 1830 bis 1833 gewidmet, und die folgenden sieben enthalten in chronologischer Folge die Ereignisse der Jahre 1834 bis 1840.

Die wichtigsten Zeitungen zwischen 1830 und 1840 waren: die Allgemeine Schweizer Zeitung, der Volksfreund (Burgdorf: Schnellenblatt), der Schweizerische Beobachter, die Helvétie, der Ami de la Justice, die Junge Schweiz, der Berner Verfassungsfreund und die Helvétie de 1840. Daß in einer Zeit politischer Spannungen, wie es die dreißiger Jahre gewesen sind, Preßprozesse, Preßverfolgungen und Begünstigungen nicht ausblieben, ist klar. Der Verfasser geht all diesen größern und kleinern Aktionen nach und weist in diesem Zusammenhang auch auf die Beziehungen zur außerkantonalen Presse hin. Es ist wenig bekannt, daß der Geheimratsschreiber Bernhard von Wattenwyl z. B. am katholisch-konservativen « Waldstätter-Boten » (Luzern-Schwyz; Gründer: Oberst Karl Pfyffer, der Initiant des Löwendenkmals) als Mitarbeiter tätig war. Auch die starke Beeinflussung der bernischen Presse durch ausländische Redaktoren und Korrespondenten, wie Dr. Albrecht, Prof. Herzog, Schüler, Mathy u. a. m. wird nachgewiesen. Bei den einzelnen Kapiteln konnte sich der Verfasser z. T. auf einläßliche

Einzeluntersuchungen stützen, und so war es ihm möglich, neue Zusammenhänge festzulegen. Ganz besonderes Interesse widmet er auch den Vorgängen im neuen Kantonsteil, wo die Stockmar, Gaullieur, Cuttat und Spahr eine wichtige Rolle spielten und ihre Presse besaßen.

Im 14. Kapitel behandelt Münch speziell die Redaktoren und Mitarbeiter der fünf wichtigsten Zeitungen: Heinrich Albrecht, A. Bondeli, Georg von Buch (Allgemeine Schweizer Zeitung), J. J. Reithard, Ratsschreiber Stähli, Karl Schnell (Volksfreund), Adolf Flegler, Dr. Herold, Beat von Lerber (Schweizerischer Beobachter), Prof. Herzog (Verfassungsfreund), Xavier Stockmar, Eusèbe Gaullieur, Petitpierre (Helvétie). Die Mitarbeit weiterer Journalisten und Schriftsteller (z. B. diejenige Gotthelfs am Volksfreund z. Z. Reithards) wird in anderem Zusammenhang erwähnt. So lernen wir auch den berüchtigten Publizisten J. H. Meyer (genannt Zottelmeyer) als Redaktor in Biel kennen. Meyer trieb auch in andern Kantonen sein Unwesen und war in den fünfziger Jahren für Ochsenbeins Fremdenlegion tätig.

Die Lektüre dieser Arbeit bietet außerordentlich wertvolle Anregungen für denjenigen, der sich mit der bernischen Geschichte dieses Zeitraumes befaßt. Für die spezielle Presse-Forschung wäre es noch wünschenswert gewesen, wenn Münch von den einzelnen Zeitungen die wichtigsten Punkte in einer knappen Zusammenfassung festgehalten hätte (Drucker, Erscheinungsweise, Format, Preis, etc.), wie das Lang in seinem Werke « Die Zeitschriften der deutschen Schweiz bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts » (Leipzig 1939) gemacht hat.

Den zwei Aussetzungen, die zu machen sind, kommt mehr der Charakter von Ergänzungen zu. Seite 55 erwähnt der Verfasser das Presse-Asyl, das dem Journal de Neuchâtel gewährt wurde. Diese Zeitung war 1832 auf bernisches Gebiet übersiedelt und hatte 1833 den Namen « Patriote suisse » angenommen. Sie vereinigte sich aber, was sehr wichtig ist, mit der « Helvétie ». Wir lesen in Nr. 25, vom 28. März 1834: « A partir du 1er avril prochain, le Patriote suisse cessera paraître pour se fondre avec l'entreprise de l'Helvétie. Cette mesure est le résultat d'arrangements pris entre les deux journaux et plusieurs patriotes neuchâtelois et bernois, dont l'Helvétie est devenue la propriété.» (Zitiert nach Robert: Les premiers journaux républicains neuchâtelois, « Musée neuchâtelois » 1909; dieser wertvolle Aufsatz, in dem auch der Proscrit von Renan behandelt wird, scheint dem Verfasser entgangen zu sein.) Auf Seite 191 kommt Münch zum zweitenmal auf Gonzalve Petitpierre (1805—1870), den Redaktor des « Journal de Neuchâtel » zu sprechen. Er bezweifelt dessen Redaktionstätigkeit an der « Helvétie ». 1870, kurz nach dem Tode Petitpierres erschien aus der Feder von Célestin Nicolet eine Biographie in der Zeitung « La Montagne » (La Chaux-de-Fonds). Nicolet schreibt (ich zitiere nach dem Separat-Abdruck, S. 15/16): « Gaullieur ayant quitté un peu brusquement la rédaction de l'Helvétie, Gonzalve Petitpierre fut appelé à le remplacer; défenseur par affection de la cause de la liberté neuchâteloise, il put de nouveau mettre

sa plume au service de son pays tout en servant les intérêts des districts du Jura. Il fut rédacteur de l'Helvétie pendant les mois de septembre et octobre 1836, la plus grande partie de l'année 1837 et une partie de l'année 1838.» L. Montandon, der die Angaben des Historisch-Biographischen Lexikons machte, kannte sicher diese Biographie und hat es nur unterlassen, sie zu zitieren.

Den Abschluß der Arbeit bildet ein Kapitel über die geistigen, technischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen des bernischen Zeitungswesens in der Regenerationszeit, ein Kapitel, das uns gestattet, die Presse von einem andern Gesichtspunkte aus zu betrachten (Nachrichtendienst, Theaterkritik, Handelsteil usw.). Das Verzeichnis der Quellen und Literatur umfaßt: Quellen, inkl. Zeitschriften (warum nicht Zeitungen und Zeitschriften?) und Abhandlungen. In dieser Abteilung hätte ich noch gerne die Arbeit von Albert Schoch « Analyse der politischen Gedankenwelt Karl Mathys auf Grund seiner journalistischen und literarischen Wirksamkeit...» vermerkt gesehen. Die kleinen Druckfehler, die sich eingeschlichen, wird der Leser korrigieren: S. 27, 1. Z. lieh; S. 136, 2. Z. v. u. 1838; S. 159, 19. Z. v. u. de *se* montrer; S. 207, Titel Saager: 1935.

Es ist eine erfreuliche Tatsache, feststellen zu können, daß gerade in den letzten Jahren die Presse eine vermehrte Aufmerksamkeit von Seite unserer Historiker gefunden hat. Zu den Arbeiten von Baur, Gysin, Müller, Dütsch und Klages kommt nun noch diejenige von Münch hinzu.

Luzern. Fritz Blaser.

Eingänge von Büchern zur Besprechung
(bis 1. September 1945).

Livres reçus pour comptes rendus
(jusqu'au 1er septembre 1945).

Bänziger, Paul: Beiträge zur Geschichte der Spätscholastik und des Frühhumanismus in der Schweiz. 140 S. Zürich 1945. AG. Gebr. Leemann & Co. (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, Neue Folge. Heft 4.)

Beer, G. R., de: Escape to Switzerland. 160 S. London 1945. Penguin Books.

Bonnard, Georges: Le Journal de Gibbon à Lausanne 17 août—19 avril 1764. 326 p. Lausanne 1945, F. Rouge & Cie. S. A.

Bryant, Arthur: Years of Victory 1802—1812. 500 S. London 1944, Collins.

Decollogny, Adolphe: Apples, Histoire d'un village. 192 p. Lausanne 1945. F. Rouge & Cie. S. A.

Gantner, Joseph: Kunstgeschichte der Schweiz. Zweiter Band, Lieferung IV. Spätgotische Pfarrkirchen der Ostschweiz, in Graubünden, Wallis und Tessin — Klöster und Kreuzgänge — Burgen und Städtebau — Plastik und Malerei: Frühgotische Portale. 48 S. Frauenfeld 1945, Huber & Co. A.-G.

Gedenkbuch — Fünfundzwanzig Jahre Schweizerische Nationalspende für unsere Soldaten und ihre Familien 1918—1943. 272 S. Bern 1945, Stämpfli & Cie.